

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 18.

Freitag, 22. Januar.

1915.

Copyright 1914 by Carl Dunker, Berlin.

## Der Wagehals.

Nachdruck verboten.

(29. Fortsetzung.)

Roman von Fritz Stowronnek.

Der Baron hatte die Farbe gewechselt, als der Knecht eintrat. Er hatte seine Lage begriffen. . . . Das Blut stieg ihm zu Kopf . . . seine Hände zitterten und zuckten. . . . Er biß die Zähne zusammen und zwang sich zur Ruhe. Es hatte keinen Zweck, sich auf den Kerl zu stürzen, der ohne Mühe die schwersten Risten, an denen drei Mann sich abmühten, wie ein Kinderpielzeug vom Wagen hob. Und es hatte auch keinen Zweck, das Weib zu bitten. . . . Es gab nur einen Ausweg . . . ins Nebenzimmer zu seinen Waffen zu gelangen.

Stanislaw schien ihm diesen Gedanken vom Gesicht abgelesen zu haben, denn er tat ein paar Schritte und stellte sich vor die Tür.

„Nun, Herr von Zaleski, ich warte auf Ihre Antwort.“

Roman griff in die Brusttasche und nahm seine Brieftasche heraus.

„Ich habe nur noch hundert Mark bei mir.“

„Das ist herzlich wenig. Aber wenn Sie sparsam damit umgehen und beiseiden dritter Klasse fahren, können Sie damit bis Galtzien kommen. Ich werde Ihnen den Koffer packen. Ein Anzug und etwas Wäsche wird genügen. Sobald Sie uns die fälligen tausend Mark einschicken, senden wir Ihnen Ihr persönliches Eigentum zu. . . . Einen Augenblick, ich bin gleich fertig. . . .“

Sie verschwand im Nebenzimmer. . . . Nach wenigen Minuten kam sie mit einem kleinen Koffer zurück. Und nun glückliche Weise, Herr von Zaleski. . . . Sie haben so einen merkwürdigen Ausdruck im Gesicht. Nun Sie das nicht, gehen Sie nicht nach Rußland. . . . Die Leute dort sind sehr ungemütlich. . . . und sie wissen leider schon, daß Ihr amerikanischer Paß gefälscht ist.“

Ohne eine Miene zu verziehen, nahm der Baron den Koffer. . . . Er hatte noch eine Hoffnung . . . seine Dogge. . . . Vor der Tür steckte er zwei Finger in den Mund und tat einen gellenden Pfiff. „Moral“ . . .

Ein Heulen, das aus einem Stall zu kommen schien, antwortete ihm. . . . „Sie müssen uns nicht für so dummt halten, Herr von Zaleski. . . .“ sagte Stanislaw mit höhnischem Lachen. „Darum war ich vorbereitet.“

„Nicht durchs Dorf, hier geht es in den Wald. . . . Ich werde mir erlauben, Sie ein Stück zu begleiten.“

„Du Hundebul, du verdammter Knecht. . . .“

Stanislaw maß ihn mit einem kalten Blick. „Die Rolle habe ich ausgespielt. . . . Mein Name lautet ganz anders. . . . Aber ich werde meine Hand mir nicht an Ihnen beschmutzen. . . .“

Der Baron sah ihn mit einem fassungslosen Blick an. „Um Himmels willen, doch nicht der Graf. . . .?“

„Keinen Namen, wenn ich bitten darf. . . . Sie werden jetzt auch wissen, weshalb wir heute mit Ihnen abgerechnet haben. . . .“

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort“, rief der Baron heftig.

„Was man nicht hat, kann man nicht geben“, erwiderte Stanislaw eifrig. „Wir haben die Beweise in Händen, daß Sie das Lager in Wilna den russischen Behörden verraten haben. Der Judaslohn ist durch einen glücklichen Zufall in meine Hände gelangt. . . .“

Wie ein gepöbelter Hund schlich der Baron mit seinem Kofferchen davon in den Wald. . . .

### 22. Kapitel.

Im litauischen Zimmer saß der Assessor der Weshkalene gegenüber. Er hatte ihr einen Besuch gemacht, um bei ihr zu frühstücken und ein bißchen mit ihr zu plaudern. Im geheimen trieb ihn der Wunsch, der alten Dame sein Herzleid zu klagen und sie um Rat zu bitten. Der Alkohol, den er als Betäubungsmittel angewandt hatte, half nichts mehr. . . .

Wo er ging und stand, sah er Wera vor sich. Ihre volle, stolze Gestalt, die verschleierte, schwarzen Augen . . . das üppige Haar, das sie wie ein dicker Schleier bis zu den Füßen umwallte. . . . So hatte er sie auf dem Ballerabend des Forstmeisters gesehen als Bigamistin, die dem jungen Paar aus der Hand die Zukunft prophezeite.

„Gnädige Frau, ich muß Ihnen ein Geständnis machen. Ich will Sie um Ihre Hilfe bitten. . . .“

„Die gnädige Frau lassen Sie man ganz beiseite. . . . an die neue Mode kann ich mich nicht mehr gewöhnen. Ich bin die Weshkalene. . . . Meinen Rat sollen Sie haben, aber erst, wenn Sie sich sattgegessen haben. Ein hungriger Magen ist ein schlechter Berater. . . . So, nun kommen Sie“, sagte sie, als der Assessor Messer und Gabel beiseite gelegt hatte. . . .

„Nehmen Sie Platz. Und nun sprechen Sie zu mir, als wenn Sie zu Ihrer Mutter sprechen.“

„Weshkalene, ich bin verliebt bis über die Ohren.“

„Das ist nichts Neues für eine alte Frau. . . . ich weiß auch schon in wen.“

„Sie werden sich irren, nicht in die Adische Steputat. . . .“

„An die habe ich nie gedacht, Herr Assessor. . . . Die Wera steckt Ihnen im Kopf. . . .“

„Nicht bloß im Kopf, verehrte Frau Weshkalene, sondern auch im Herzen.“

„Auch im Herzen? Das habe ich nicht gewußt. . . . Den Kopf kann man für eine Weile mit Alkohol zur Ruhe bringen, aber nicht das Herz.“

„Das habe ich noch nicht gewußt. . . . Es ist wahr, ich habe es in den letzten Wochen ein bißchen toll getrieben. . . . Aber Sie haben recht. . . . Witten in der Stadt bin ich mit wüstem Kopf aufgewacht und dann fing das Herz an zu sprechen.“

„So, so? Wissen Sie denn nicht, was man in solchem Falle tut? Man geht hin, wenn der Großvater nicht zu Hause ist. Und wenn er zu Hause ist, schadet es auch nichts. Dann sagt man, lieber Herr Forstmeister, ich habe mit Ihrer Enkeltochter zu sprechen. . . . Ich bin der und der, ein anständiger

Manich, noch nicht vorbestrast. . . . Ich habe eine gute Stellung in der Welt, bin außerdem reich . . . würden Sie mir übelnehmen, wenn ich Sie um die Hand Ihrer Enkeltochter bitte . . . ? Dann wird der alte Herr Ihnen gerührt die Hand schütteln und wird gehen, die Wera zu holen. Was Sie der für ein Liedchen zu singen haben, werden Sie ja wohl auch schon wissen."

Herr von Sperling seufzte tief und nickte mit dem Kopf. . . . "Sind Sie denn solch ein Hasenfuß", fuhr Weschkalene fort. "Die Sache ist doch nicht so gefährlich. Die Wera ist kein junges Mädchen mehr, sondern eine Witwe . . ."

Der Assessor sprang auf. . . . "Nein, das ist sie leider nicht . . . , sondern eine verheiratete Frau . . ."

"Da schlag doch Gott den Deutel tot. . . . Das ist das Neueste, was ich höre. . . . Wieso nicht Witwe . . . ihr Mann ist doch tot . . ."

"Nein, er lebt . . . oder vielleicht lebt er auch nicht mehr. . . . Hören Sie zu. Eines Tages erzählt mir der Hegemeister, daß Weras Mann nicht tot ist, sondern als politischer Verbrecher in einem russischen Gefängnis schmachtet. . . . Wie mir dabei zumute war, können Sie sich wohl denken. Ich hatte Mühe, meine Fassung zu bewahren. Ich bot aber sofort meine guten Dienste an. . . . Ich habe sehr gute Beziehungen nach Rußland . . ."

"Das finde ich sehr nett und sehr klug von Ihnen."

"Ach, gnädige Frau Weschkalene . . . ich will mich nicht besser machen, als ich bin. Wer in Rußland hinter den Gefängnismauern verschwindet, ist für die Welt tot. Aber ich hätte die amtliche Auskunft in der Hand gehabt." Er hatte sich wieder gesetzt.

Dafür war Weschkalene aufgestanden und ging vor ihm hin und her. . . . "Na, und was sagt die Wera dazu?"

Der Assessor zuckte die Achseln. "Von da ab wird mir ihr Benehmen unverständlich. . . . Der Hegemeister ging zu ihr in die Küche. Es dauerte eine Ewigkeit, bis er wieder zurückkam. . . . Wera hätte sich zu sehr aufgeregt. Sie könne mir nicht sofort Auskunft erteilen. Seitdem warte ich auf diese Auskunft, die nur darin besteht, daß mir der Name, der Ort und die Zeit der Verhaftung mitgeteilt wird. . . . Ich werde daraus nicht klug."

Weschkalene blieb vor ihm stehen. "Da gibt es doch nur zwei Möglichkeiten. . . . Entweder hat die Sache mit dem Manne einen Haken oder mit Ihnen . . . das heißt, sie will Ihnen nicht zur Dankbarkeit verpflichtet sein."

"Sie meinen also damit, daß ich keine Hoffnung hätte . . . ? Ich habe es gestern von Mooslehner erfahren, daß der Hegemeister ihm dasselbe schon vor einem halben Jahre erzählt hat."

"Das macht die Sache immer rätselhafter. . . . Ich bin eine alte Frau und habe schon so viel erlebt in meinem Leben, aber das ist mir noch nicht vorgekommen. . . . Lieber Herr Assessor, da steckt etwas dahinter . . . mir ahnt schon so was . . . und ich werde dahinter kommen, verlassen Sie sich darauf. Ich wollte sowieso heute nach Makunischken fahren. . . . Ich habe mit dem alten Knasterbart, dem Hegemeister, ein Bündchen zu rufen. . . . Gehen Sie sich heute abend zu Hause. . . . Ich komme zu Ihnen, wenn ich etwas erfahren habe . . ."

Der Hegemeister und Wera saßen gerade beim Kaffee, als der Wagen der Weschkalene vorfuhr. . . . "Kind, geh' raus, nimm Weschkalene in Empfang und sag' ihr, ich wäre nicht zu Hause . . ."

"Aber Großvater, sie wird dich doch schon durch das offene Fenster gesehen haben . . ."

"Na, dann darfst du mich aber nicht verlassen, nicht auf eine Minute . . . verstehst du . . ." Er sprang auf und eilte an die Tür. . . . "Willkommen, Georginne, herzlich willkommen. Was verschafft uns das Vergnügen?"

"Ich komme bloß ein bißchen nachhaken und euch die Karten von den Kindern zu zeigen. Die fahren ja jetzt

schon zu Schiff in das Morgenland. Für Kaffee danke ich . . . ich habe schon zu Hause getrunken . . ."

Die Postkarten waren beisehen, die Fahrt des jungen Ehepaars war gründlich durchgesprochen . . . da sagte Weschkalene . . . "Mein Kind, ich will Sie nicht stören, wenn Sie in der Wirtschaft zu tun haben . . ."

"Oh, ich versäume wirklich nichts . . ."

"Das lobe ich mir, wenn die Wirtschaft so am Schmirchen geht. . . . Aber Sie haben mich nicht verstanden. . . . Sie müssen uns ein Viertelstündchen allein lassen, ich habe mit Ihrem Großvater etwas zu besprechen."

Sie legte dem Hegemeister, der auf dem Sofa neben ihr saß, die Hand auf den Arm. "Nun, mein lieber Freund Adam, was wird denn aus uns beiden? Ich habe bis heute gewartet . . . aber wer nicht kam, das war der Adam Krummhaar . . . genau so wie vor vierzig Jahren. . . . Jetzt bin ich ja nicht mehr so ein schüchternes junges Mädchen wie damals. . . . Wissen Sie noch, Adam?"

Krummhaar nickte. . . . Weschkalene fuhr fort und ihre Stimme zitterte dabei ein wenig. "Da kam so ein junger forscher Heideläufer täglich in unser Haus . . . und eines Abends begleitete ich ihn ein Stück Weges auf seinem Heimweg. Meine Eltern hatten schon zu mir gesagt: In Gottes Namen, Kind, wenn du den Mann lieb hast . . . und da hat der Heideläufer den Arm um mich gelegt und hat mich geküßt und hat mir närrische Dinge ins Ohr geflüstert. . . . Ich müßte noch ein paar Jahre warten. . . . Ich habe gewartet. . . . Gestern abend sind es gerade achtunddreißig Jahre geworden . . ."

"Und vor vierzehn Tagen hat mich derselbe Heideläufer wieder umgefaßt und hat mich geküßt und hat mir etwas ins Ohr geflüstert, was ich nicht recht verstanden habe. . . . Ich glaube von der alten Liebe, die nicht rostet. . . . Ich wollte mich bloß erkundigen, ob ich mich nicht verfehlt habe . . ."

Der Hegemeister hatte seine Pfeife ausgehen lassen und beiseite gestellt. . . . "Weschkalene, wir sind beide alt geworden, ich bin siebenzig Jahre."

"Bloß fünf Jahre älter als der Forstmeister, der sich ein junges Weib geheiratet hat. Adam, eine Frau vergißt nie, sie vergißt alles, aber sie vergißt nichts. Ich habe keine vier Söhne und keine Tochter über die Laufe gehalten und ich freue mich über jeden Brief, den ich von ihnen bekomme. Da habe ich während der Hochzeit einen Brief von deinem Ältesten, dem Friß, bekommen. Er schreibt: Tante Georginne, wir haben gehört, daß Wera wieder heiraten wird. Was soll dann aus unserem alten Herrn werden, wenn er Pension nimmt . . . ?"

"Das ist nicht richtig, die Wera wird nicht heiraten."

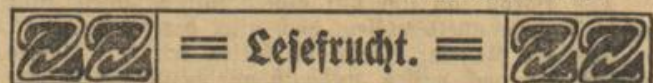
"Wollen Sie Ihre Hand dafür ins Feuer legen, Adam?" Sie nahm seine Hand. "Adam, ich weiß, daß Sie in der Nacht etwas im Krönchen hatten. Wenn Sie das, was Sie damals mir sagten, jetzt, als 'ne Dummheit ansehen . . . ?"

Er legte seine andere Hand auf ihre. "Nein, Georginne, nein. Ich habe meine verstorbene Frau von Herzen lieb gehabt. . . . Sie wissen ja, daß ich neun Jahre um sie geworben habe. Aber wie ich Sie auf der Hochzeit so sah, in der Tracht, in der ich Sie damals gesehen und geküßt habe, da wachte etwas in mir auf . . ."

"Wo? Im Kopf oder im Herzen?"

"Das wird wohl aus dem Herzen gekommen sein, denn der Kopf war ziemlich ausgeschaltet . . ."

(Fortsetzung folgt)



Alles Gute, das nicht auf moralisch gute Gesinnung gepropft ist, ist nichts als Schein und schlimmeres Blendwerk.

## Ein Besuch im Gefangenenlager bei Darmstadt.\*)

Die kleine Dampfbahn, die uns in wenigen Minuten von Darmstadt zum nahen Truppenübungsplatz gebracht hat, hält an. Wir stehen am Eingang einer langen Allee, die wie der Zutritt zu einem fürstlichen Schloß anmutet. Durch diese sorgfältig gepflasterte, von hohen Kiefern mit ihren immergrünen Häuptern umsäumte Straße begeben wir uns zum Kriegsgefangenenlager. Hohe Holzverschläge umschließen diese Gefangenenstätte, die innen von Schildwachen mit aufgeschlangtem Seitengewehr überwacht werden. Vier große Wälle flankieren die Eingangstüre zum Lager und überragen die Straßen der kleinen Holzstadt. Die Bereitschaftskompanie, die in einer großen äußeren Parade untergebracht ist, soll auf diesen Wällen im Fall einer Revolte Stellung nehmen. Auch vier Türme für Maschinengewehre sind bereit. Aber es hat sich bis jetzt keine Notwendigkeit ergeben, diese Maßregel auszuführen. Auf den ersten Blick fällt die große Einfachheit auf, mit der hier drinnen alles geschieht. Die Ordnung ist vollkommen, die Disziplin zeigt sich von ihrer menschlichsten und wenigsten mechanischen Seite. Die Gefangenen sind fast alles Franzosen von den verschiedensten Waffen und Farben, wenige Russen, kräftig, und gut gekleidet, und viele Zivilgefangene. Es gibt 8- bis 10 000 Gefangene, in fünf Bataillone eingeteilt, mit je einem deutschen Hauptmann, der für guten Zustand und richtige Führung verantwortlich ist. Jedes Bataillon hat vier Kompanien zu 500 Mann unter einem deutschen Unteroffizier. Die Kompanie ist eingeteilt in drei Büge mit je einem französischen „Adjutant“ als Führer, der Vergünstigungen genießt und einen Burschen zur Bedienung hat. Diese kennen ihre Leute und wissen sie zu behandeln, um in den Baracken, auf den Straßen und bei der Arbeit die größte Ordnung, Reinlichkeit und beste Disziplin zu erreichen. Daß diese Einrichtung vorzüglich ist, beweist die Sauberkeit und Ordnung in den Baracken. Jeder Gefangene hat eine Decke und eine Strohmattze, die tagsüber zusammengelegt als Sitz dient und so einen breiten Gang zwischen den Reihen der Ruhelager bildet. Die Baracken sind Tag und Nacht gut durchwärmt, abends elektrisch beleuchtet. In jedem dem Bataillon zugeteilten Raume darf der Gefangene sich frei bewegen, Briefe lesen und schreiben, seine Wäsche waschen, aber nicht rauchen wegen der Feuergefahr.

Wenn ein neuer Bewohner ankommt, wird er einer ärztlichen Untersuchung unterworfen und gebadet, seine Militärbekleidung, wenn nicht in gutem Zustand, durch erbeutete Uniformstücke aus den Lagern und Schlachtfeldern ergänzt. Das Geld der Gefangenen wird von den ihnen zuständigen deutschen Offizieren verwaltet; diese kaufen oder lassen auf ausdrücklichen Wunsch warme Kleidungsstücke und Schreibpapiere kaufen; hingegen sind nicht gestattet Zusätze zum Essen und Rektüre. Ich möchte hier gleich bemerken, daß die Küche unter Leitung eines Hauptmannes mit Hilfe deutscher Unteroffiziere und französischer Köche gut und reichlich ist; jedenfalls nicht geringer als die irgend eines Soldaten. Morgens Kaffee, eine reichhaltige Suppe mittags und eine einfachere abends; 1500 Gramm Brot und 180 Gramm Fleisch alle drei Tage. Daß man einen mannigfaltigeren Speisezettel haben kann, ist sicher; wenn man aber an den Hunger der Kämpfenden denkt, und daß 500 000 Gefangene täglich in dieser Weise versorgt werden, kann man nur Worte des Lobes haben für die perfekte Ordnung, mit der sich dies alles vollzieht. Es gibt fünf Küchen, mit je vier großen Kesseln von 700 Liter Inhalt; die anderthalb Liter Suppe für Maßzeit und Kopf liefern. Diese Verpflegung kostet die selbständige Verwaltung 60 Pf. täglich für den Mann.

Der Krieg findet hier einen Platz des gezwungenen Nachdenkens, des unbedingten Friedens, der Ruhe und Annäherung der Völker. Der deutsche Soldat, der hier Wache steht, ist Familienvater. Mit dem Bajonett auf der Schulter ist vielleicht einer unter ihnen, der an den Sohn im aktiven Dienst denkt. Vielleicht stand da draußen im fernen Frankreich, den Namen des geliebten Vaterlandes auf den Lippen, sein Sohn mit diesen Gefangenen Feuer gegen Feuer, Eisen gegen Eisen im Getöse und im Ruhme ihrer Waffen. Hier

\*) Dieser Bericht wurde uns von der Friedensgesellschaft zur Verfügung gestellt.

aber schweigt alles; das Herz ist zur eigenen Welt geworden. Sieger und Besiegte sind Menschen, die nach Liebe und Frieden dürsten, in diesen zwei Bestrebungen finden sie sich und verstehen sich.



### Aus der Kriegszeit.

#### Die Helben von Tsingtau.

Drei Monat in wildem, verzweifelttem Kampf,  
Umbrüllt von Granaten, umbrodelt von Dampf,  
Ein Mann gegen zwanzig der gelben Gesellen,  
Die wild euch umwogten wie schlammige Wellen,  
Der Heimat so fern, am entlegensten Meere  
Habt treu ihr gekämpft für des Vaterlands Ehre,  
Geopfert euer teures Blut  
In echtem deutschen Mannesmut,  
Ihr Helben von Tsingtau.

Wir aber, und wird auch das Herz uns so weich,  
Wir wollen nicht weinen und klagen um euch,  
Wir wollen euch rühmen und dankbar euch preisen,  
So herrlicher Opfer uns würdig erweisen,  
Wir wollen dem strafenden Gotte vertrauen,  
Ein graufiges, ewiges Denkmal erbauen  
Mit starker, harter, deutscher Faust,  
Die Rache fordernd niedersauft,  
Euch Helben von Tsingtau.

Die Augen sind hell und die Herzen sind heiß,  
Was wir in Jahrzehnten in rastlosem Fieiß  
Geschaffen aus nichts an der einsamen Küste,  
Das liegt nun in Trümmern und wurde zur Wüste,  
Das Leben verstarb am verödeten Strande,  
Die Welle klagt leise im blutigen Sande,  
Doch aus den Trümmern schreit voll Mut  
Zum Himmel auf das teure Blut  
Der Helben von Tsingtau.

Und scharf, wie der Sturmwind die Herbstluft durchsaut,  
Ein Fragen in Deutschland die Lande durchbraut:  
Wer rief aller Scham und Besittung zum Spotte  
Zum Kampf gegen uns die japanische Rotte,  
Wer schürte den Weltbrand mit Lügen und Trügen,  
Wer trägt all die Schmach in den gierigen Bügen?  
Von England kam der gift'ge Hauch,  
Du, England, bist der Mörder auch  
Der Helben von Tsingtau!

Doch ein Gott lebt im Himmel! Von Lande zu Land  
Nacht jetzt schon der Fluch dir mit eissiger Hand,  
Die Völker erwachen, die Wogen erbrausen,  
Ergreift dich nicht endlich ein Zittern und Grausen?  
Hinweg über alle die Wunden und Leichen  
Wird stammend dich bald die Vergeltung erreichen,  
Dein Inselbollwerk brechen wir,  
In deinem Blute rächen wir  
Die Helben von Tsingtau.

Louis Engelbrecht.

Wie die Feldpost arbeitet. (Originalbrief.) N. 6. Jan. 1915. ... Ihre lieben Zeilen vom 27. Dezember waren schon am 5. Januar in meinen Händen. Das ist doch ein schöner Erfolg der so viel und oft versprochenen Feldpost, namentlich wenn man bedenkt, daß es hier fast keine Wege gibt und daß Munition und Briobiant stets vorgehen. Ja, unsere Division hat wieder einmal schwer herhalten müssen. Überall wo es hart hergeht, da muß sie vorn sein. Ich bin über das Schlachtfeld gekommen, als die Toten noch nicht bestattet waren. Schauerhaft, schauerhaft. Da lagen die russischen Schützengräben voller Leichen, aber auch von unseren braven Truppen hatten viele daran glauben müssen. Am 21. bin ich mit unserem Obersekretär, einem Schaffner und zwei Trainsoldaten hierher vorgegangen, um hier auf Divisionsbefehl eine Annahmestelle zu errichten, während die Sortierstelle mit dem übrigen Personal in D. bei D. bleiben sollte. Aber bei unserem Eintreffen gingen ganz gegen Verabredung un erwartet 35 Fuhrwerke, manche mit 4 Pferden bespannt, Post hier ein. Können Sie sich vorstellen, wieviel Hundert Säcke darauf waren? Und wir hatten nur ein armseliges Stübchen, in dem alle Fensterscheiben zerstört waren und das keinen Ofen hatte, als Quartier gefunden. Dabei regnete es fortwährend, auf den Straßen war ein kalter Schmutzbrei,

ber ging noch über die Knöchel. In dieser Verlegenheit half uns nun in lebenswichtigster Weise ein Wiesbadener Herr, nämlich der Chefarzt des Lazarets Nr. 70, Herr Oberarzt Dr. F. Er ließ uns in der Kirche, die voll deutscher Verwundeter war, am Altar Platz schaffen. Außerdem stellte er sein ganzes Personal, soweit es frei war, zur Verfügung. Er selbst und die Ärzte und Apotheker halfen sortieren. Sie hätten das Bild sehen sollen. Ich in der Mitte von dem Hochaltar, links und rechts die Herren Ärzte, vor uns die Mannschaften, welche die Säcke für die einzelnen Truppenteile zur Aufnahme der Sendungen bereit hielten. Zwei Autolaternen, die einzige Beleuchtung in der Kirche, spendeten uns das Licht. Ich kam mir vor, wie ein Priester, der seine Gemeinde segnet. Es war wohl keine Überhebung. Seit morgens früh der Kaffe Kaffee und einem Stückchen trockenem Kommissbrot als Frühstück und nach einem sechs- oder siebenstündigen Marsch hatten wir gleich mit der Riesenarbeit begonnen. Es galt alle Kräfte einzusetzen, da tritt das Persönliche zurück. Fertig konnten wir nicht werden, aber die Hälfte wollten wir doch wegstreuen. Und das gelang uns schließlich auch. War das nicht Gottesdienst? Ach, jetzt spielte ein Soldat auf der Orgel: „O, du fröhliche, o, du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit“. Die Soldaten sangen mit, verbrühten schauten die Russen an, sie konnten dies wohl nicht begreifen. Ich war tief gerührt, ich mußte alle Kraft zusammennehmen, um nicht zu weinen. Als alles fertig war, gingen wir in unsere arme Herberge. Sie war wohl nicht besser als Beklebens Stal. Da hatten unsere Zwainfaldalen inzwischen ein Strohlager zurechtgemacht. Auch hatten die braven Mäde eine Kaffe Kaffee gekocht. Wie schmeckte die guil! Das war eine Weihnachtsfeier, so erhaben und mächtig, wie man sie dabeim nicht erleben kann. Da weiß man doch nicht, was es heißt: Beklebens Stal.

Das Leben in Reims. Von einem Einwohner von Reims, der während der ganzen Dauer der Beschießung in der Stadt geblieben ist, erzählt der „Temps“ einen vom 13. Januar datierten Brief, der das Leben der Bevölkerung in düsteren Farben schildert: „Die letzte Woche ist schrecklich gewesen. Mit Hilfe von Kanonen, die auf Jagapparaten montiert sind, rüden die Deutschen vor, sobald die Nacht gekommen ist, und schleudern Granaten auf Stadtviertel, die bisher noch verschont waren und die ihre Lagerstation erhalten. Wir haben keine Sicherheit in der Straße mehr. Es ist jetzt vier Monate her, daß wir Reims wiederbesetzt haben; es ist also der 118. Tag des Bombardements. Und wir erinnern uns melancholisch der Freude und der Begeisterung, mit der wir am Sonntag, den 13. September, unsere netten Artilleristen und unsere kühnen Jäger begrüßt haben. In der Tat, außer einigen Fortschritten in der Ebene steht es so, daß die Deutschen noch genau dieselben Stellungen einnehmen wie vor vier Monaten, und zwar in einem Kreisbogen, der sich von Courcy bis Beaunay über die verschiedenen Höhen erstreckt. Das wirtschaftliche, finanzielle und Handelsleben in unserer Stadt ist gleich Null. Die Banque de France und andere Kreditinstitute haben ihre Pforten nicht geöffnet. Der Crédit Foncier hat seine halb geöffnet. Nur das Steueramt hat seine Schalter seit dem 13. September zur Verfügung des Publikums gelassen. Aber es ist nur noch eine Zweigstelle der Wohltätigkeitsanstalt. Wenn die Steuereinnahmer auch auf ihren Posten geblieben sind, so kommen doch die Steuern nicht ein. Das Handelsgericht hat zweimal für zwei Prozesse Sitzungen abgehalten. Wo das Zivilgericht zusammentritt, weiß man nicht, die Bomben verfolgen es unaufhörlich. Die berühmten Bisuitbäckereien sind geschlossen, nur eine Marzipanfabrik arbeitet noch. Einige Schlächtereien und Bäckereien, einige Kleinwarenhändler und drei Warenhäuser mit sehr beschränktem Personal sind nur noch in Betrieb. Es gibt ein einziges Hotel und ein einziges Kaffeehaus. Die Post befindet sich 4 Kilometer von der Stadt, das Telegraphenamt besteht nicht mehr. Die einzige Verbindung mit der übrigen Welt hat man 9 Kilometer von der Stadt in Begannes, der Endstation einer Kleinbahn, die in Dormans die Linie Epervan-Paris erreicht. Und um dorthin zu gelangen, bedarf es vieler Schritte bei den bürocratischen und militärischen Behörden, die nur auf bestimmte Zeiten lautende Erlaubnisscheine geben. Die Stadtbehörden mit dem Bürgermeister tagen ständig im Rathaus. So ist auch die Verpflegung von Reims und dem, was von seinen Einwohnern geblieben ist (man zählt kaum 30 000), vollkommen gesichert. Rindfleisch und Hammelfleisch aus den Schlachthäusern von La Bilette sind besser als in gewöhnlichen Zeiten; sie kosten 1,40 Franken

das Pfund. Die Butter wird mit 2,40 Franken für das Pfund bezahlt. Frische Gemüse und Kartoffeln werden zu den gewöhnlichen Preisen verkauft. Aber es gibt kein Geflügel, und man findet selten Käse. Die Einwohner schonen ihre Vorräte; sie machen sich auf schlimmere Tage gefaßt. Petroleum und Öl sind genügend vorhanden. Kohle wird selten, da die Kanäle nicht benutzt werden können. Den Bäckern fehlt es an Brennmaterial, und die Stadtbehörde will ihnen Holz liefern, aber wie kann sie es herbeischaffen? Wenn man das Viertel der Universitätsstraße und die Außenviertel der Stadt, die niedergebrannt sind, ausnimmt, so macht Reims keinen schlechten Eindruck, dank den Bemühungen der Stadtverwaltung, die es sorgfältig von den Trümmern hat reinigen lassen. Wenn die Nacht kommt, so macht die Stadt ohne Licht, ohne Gas, ohne Elektrizität, mit ihren verlassenen Straßen und den geschlossenen Läden den Eindruck einer schrecklichen Einöde. Reims scheint eine tote Stadt zu sein.“

„Ein paar Meilen von Berlin.“ Aus Stockholm geht dem „Berliner Tageblatt“ eine Mitteilung zu, die bezeichnend ist für die Unwissenheit, in der die russischen Soldaten erhalten werden: Ein Berichterstatter der schwedischen Zeitung „Aftonbladet“, der von einer Reise aus Rußland zurückgekehrt ist, hat sich einige Tage auch in Wiborg aufgehalten. Der dortige strenge Gouverneur hat angeordnet, daß man nach 11 Uhr abends nur in Geleise von Polizei oder Militär ausgehen darf. Als der Schwede sich abends mit einem finnischen Freunde zur Bahn begab, wurde ihnen ein Soldat zur Bewachung mitgegeben. Es fiel nun meinem Freunde ein, erzählt der Korrespondent, mit dem Soldaten eine kleine Unterhaltung anzufangen. Der Mann war erst seit 14 Tagen in Wiborg und aus einem Gouvernement im nördlichen Rußland gekommen. Unmüßig wurde er ganz gesprächig und fragte uns, was denn das eigentlich für eine schöne und große Stadt wäre, in die er gekommen sei. — „Wie lange sollen Sie denn hier bleiben?“ fragte mein Freund. — „Nicht lange“, antwortete der Soldat, „in ein paar Tagen sollen wir Berlin stürmen.“ — „So?“ — „Ja, sie sagen zu uns, daß wir nur noch ein paar Meilen von Berlin entfernt sind, und in der nächsten Woche wird es krachen, da werden die Deutschen von uns ordentlich was auf den Pelz kriegen.“ — Als der junge Rekrut diese Worte äußerte, leuchteten seine Augen vor innerer Freude bei dem Gedanken, daß er ins Feuer sollte. Aber diese Freude war doch ein Nichts gegen den Schrecken, der aus seinen Zügen sprach, als er erfuhr, daß er noch weit von Berlin fort war, und daß es noch lange dauern würde, bevor er in den Kugelregen käme.

Der schlaue Buchhändler. Die Engländer möchten gern den Anschein erwecken, daß in Kairo alles in schönster Ruhe und Ordnung ist, aber unabsichtlich schleichen sich in die Gerüchte doch einzelne Buge ein, die erkennen lassen, daß man dort viel mehr mit den Türken sympathisiert, als den jetzigen Machthabern lieb ist. Dafür zeugt auch ein lustiges kleines Geschichtchen, das ein Berichterstatter der „Times“ so nebenbei erzählt. Ein Buchhändler in Kairo hatte sich, ermutigt durch die Begeisterung, mit der Ägypten 1908 die jungtürkische Reform begrüßte, 5000 türkische und arabische Grammatiken zugelegt, für die er bei der neuen Vorliebe für alles Türkische einen guten Absatz erhoffte. Aber seine Spekulation schlug damals fehl, und in den nächsten sechs Jahren verkaufte er nur 40 Grammatiken. Jetzt aber war der rechte Augenblick für ihn gekommen, und sein Weizen blühte. Schon als die Pforte mehr und mehr eine feindliche Haltung gegen die Verbündeten einnahm, wuchs der Verkauf der Grammatiken außerordentlich, und als die Türkei dann den Krieg erklärte, da wurde sein Laden geradezu von Ägyptern gestürmt. Die meisten waren Türkenfreunde, die nun auch ihre sprachlichen Kenntnisse vervollständigen wollten, und die alten Herren bei ihrem siegreichen Einmarsch in vertrauten Lauten begrüßen zu können; viele aber waren auch furchtsame Effenbis, die noch rasch Türkisch lernen wollen, um ihre Stellungen behalten zu können, wenn die türkische Herrschaft beginne. So verkaufte der schlaue Buchhändler im Handumdrehen seinen ganzen Vorrat, und er bedauert jetzt nur, daß er sich nicht noch ein paar Zehntausende mehr von diesen Grammatiken 1908 angeschafft hatte; er wäre sie auch spielend los geworden, denn die Nachfrage nach türkischen Grammatiken ist weiter außerordentlich groß.